

(Nachdruck verboten.)

2]

Strandgut.

Von Ernst von Wolzogen.

Indem that sich die Thür weit auf und, den rechten Arm fest um seiner Tochter Schultern gelegt und von ihr kräftig gestützt und sorglich geleitet, schritt der Auferstandene über die Schwelle. Des Feuermeisters Sonntagskleider schlotterten erbarmungswürdig um seine abgemagerten Gliedmaßen, und in dem hübschen, bleichen Jünglingsgesicht war die rotblonde Bartsaat allbereits einen reichlichen Vorrat hoch und wüßt genug hervorgeschossen; aber trotzdem war Ole Thorsten nicht so übel anzuschauen, mit den dunkelblauen, frohen Augen, damit er so zuversichtlich den hellen Sonnentag begrüßte, und mit dem rofigen Hauch, den Aufregung und Anstrengung ihm auf Stirn und Wangen gemalt hatten. Und er machte auf der Schwelle ein Weilschen Halt, um sich zu verschnaufen. Dabei ließ er seinen rechten Arm noch um Thyras Nacken und winkte mit der Linken dem Alten zu.

„Guten Morgen, Kaptein!“ rief er ihm fröhlich entgegen. „Eine verkehrte Welt, was? wo sich ein junger Kerl von vierundzwanzig Jahren von einer jungen Dame die Treppe so gut wie hinuntertragen läßt! Ach, lieber Herrgott, ja! es ist ein richtiger Jammer. Aber ich denke doch, es wird mir noch vergönnt sein, ehe ich von Hjem Abschied nehme, das ganze Fräulein Thyra, so schwer es sein mag, auf diesen zwei Armen bis zum Feuerturm hinaufzutragen!“

„Na, na, na!“ begütigte der Alte, indem er dem ungleichen Paar entgegenging und Ole Thorstens ausgestreckte Hand kräftig drückte. „Wenn Sie solche Stückchen vorhaben, Thorsten, dann machen Sie nur, daß Sie hinüber ans Land kommen, wo's frisch Fleisch und eine guten Bordeaux dazu giebt. Unsere Konerven- und Bökewirtschaft wirft so viel nicht ab. Von Morgen an giebt's Rosinen zum Kaffee — der Zucker ist uns schon ausgegangen, den haben Sie in Ihrer Limonade geschluckt — und so hört ein Luxus nach dem andern auf, bis wir schließlich alle zusammen am letzten Stöckfisch fauen und uns dazu Schiffszwiebad im Wasser einweichen.“

„Ach ja, Kaptein,“ lächelte der junge Mann, indem er sich auf das alte Klavier stützte: „ich glaub's schon, daß Ihr mich jetzt bald los werden möchtet. Wie lange liege ich Euch denn schon auf dem Halse?“

„Das war am 25. November, als wir Sie auffischten, und heute schreiben wir den 10. März. Aber ich spake ja natürlich bloß: ehe Sie nicht wieder ganz seetüchtig sind, lassen wir Sie doch nicht aus unserm Trockendock. Und zum Sattwerden wird es ja wohl auch noch reichen müssen.“

„In meinem Alter soll ja — unter Umständen — ein junger Mensch auch von Sonnenschein und Liebe satt werden können. Den Sonnenschein hätten wir ja nun endlich, und die Liebe . . .“ Ole Thorsten brach ab und wandte sich mit einem leichten Seufzer nach Thyra um.

„Herr des Himmels!“ dachte der Alte: „Jetzt sucht er schon den Uebergang.“ Und rasch fiel er ein, indem er dem jungen Isländer unter die linke Achsel griff: „Du drehst bei, Stürmann! Hier haben wir schmal Fahrwasser, da braucht Ihr einen Lotzen zum Durchbugfieren.“ Damit geleitete er ihn vorsichtig durch die Enge zwischen Klavier und Eßtisch hindurch nach seinem Lehnstuhl, in den der kaum Genesene sich ziemlich erschöpft hineinsinken ließ.

Erst jetzt gewährte Thorsten die kümmerliche Frauengestalt in dem andren Lehnstuhl. Sofort raffte er sich wieder halb auf, um eine höfliche Verbeugung zu machen, und richtete dann einen fragenden Blick auf Thyra und ihren Vater.

„Das ist Tante Petra,“ flüsterte das junge Mädchen ihm zu. „Beachten Sie sie nicht weiter, sie ist . . .“ Und sie wies auf ihre Stirn mit jener in aller Welt verständlichen Deutlichkeit.

Der Feuermeister begann mit ungewohnter Lebhaftigkeit, denn er wollte die gefürchtete Fragestellung so lange wie möglich hinausschieben, von den Wetteraussichten und dergleichen naheliegenden Dingen zu reden. Aber Ole Thorsten schenkte

ihm nur geringe Aufmerksamkeit. Wie es so manche Frauen in der Hoffnung unwiderstehlich reizt, den Anblick von allerlei Garsitigkeit und widerlichen Gebrechen, der ihnen doch gefährlich werden könnte, geradezu aufzusuchen, so fühlte sich dieser bleiche, junge Mann seine Augen wie magnetisch gefesselt an das Zammerbild dieser schwächtigen, zusammengefunkenen Frauengestalt, die ihm da gerade gegenüber im Lehnstuhl saß. Und auch Tante Petra betrachtete die fremde Erscheinung mit wunderlicher Beharrlichkeit. Der stets lächelnde Zug um ihre Mundwinkel bekam etwas seltsam Gespanntes, die matten Augen öffneten sich weiter als sonst, und die schmalen Finger bewegten sich hastiger und gewaltiger denn je durcheinander. Der junge Isländer war nichts weniger als nervös, aber — es mußte wohl die Schwächung aller Kräfte durch das lange, schwere Fieber daran schuld sein — der Anblick dieser rastlosen Finger, der starre Blick dieser gleichgültigen und doch so sanften blauen Augen ward ihm bald unerträglich. Er hatte auch nie zuvor Gelegenheit gehabt, einen Irrsinnigen so aus der Nähe zu beobachten, und er fühlte sich erregt von mitleidsvollem Grauen wie ein Kind, das zum erstenmal eine Leiche sieht. Er spürte bald selbst einen unwiderstehlichen Drang nach hastiger Bewegung in seinen Fingern zuden und mußte, um der unheimlichen Versuchung nicht nachzugeben, die Armlehnen seines Sessels fest um fassen.

„Ist sie immer so?“ wandte sich Thorsten in der ersten Gesprächspause an Thyra, die hinter ihm auf dem Sofa saß und eine Handarbeit vorgenommen hatte. Und hinter vorgelassener Hand vorsichtig flüsternd fragte er weiter: „Sie sieht mich nicht? Sie hat kein Bewußtsein von dem, was um sie herum vorgeht?“

„Sie kennt die Hausgenossen wohl, und sie sieht, daß Sie ein Fremder sind; aber sie denkt nichts dabei, und wenn Sie sie anreden wollten, würde sie Sie nur immer so anstarren, ohne zu antworten. Sie spricht fast gar nicht mehr, und auch mir antwortet sie nur durch Nicken oder Kopfschütteln, wenn ich ihr einen Wunsch in den Mund lege.“

„Und wie lange ist sie schon so?“

„So lange ich zurückdenken kann.“

„Seit sechzehn Jahren,“ schaltete der Alte ein. „Seit ihr Gatte und Kind im Schiffsbruch umkamen!“

„Die arme Frau!“ seufzte Thorsten und richtete wieder seine ehrlichen, blauen Augen groß und staunend auf sein Gegenüber.

„Warum arm?“ rief Thyra ernsthaft. „Sie weiß nichts von der Zeit, noch von sich selbst. Sie ist und trinkt und träumt — wie kann sie unglücklich sein? Was macht denn uns Vernünftige unglücklich? Erinnerung, Sehnsucht, getäuschte Hoffnung, das bleibt ihr ja alles erspart. Wir fühlen uns doch auch nur glücklich, wenn wir einmal ausnahmsweise von dem allen nichts empfinden, nicht wahr? Und sie empfindet es niemals!“

„O, Thyra!“ versetzte Ole warm, indem er sich lebhaft der Sprecherin zuwandte: „Fräulein Thyra, das ist wohl nicht Ihre wirkliche Meinung! Es giebt doch auch noch Dinge in dieser Welt . . .“ er suchte nach Worten und errötete flüchtig, da er sie nicht zu finden vermochte. Endlich schloß er hastig: „Sehen Sie: ich zum Beispiel bin zur Zeit ganz glücklich, obwohl meine Erinnerung . . . ich habe meine Eltern sehr früh verloren, ja kaum gekannt; in einem rauhen Lande in harter Arbeit aufgewachsen . . . Meine Hoffnungen sind auch oft genug getäuscht worden, besonders die letzten, die ich auf das Schiff und meine Reise gesetzt hatte — und meine Sehnsucht . . . ach! Fräulein Thyra . . .!“

Dem Feuermeister ward es immer unheimlicher zu Mute. Er fraute sich unruhig im Bart und fiel gerade bei dem gefährlichen Wendepunkt dem Eifrigen in die Rede.

„Hören Sie doch nicht auf das dumme Zeug. Das ist ihre Winterphilosophie. Wenn erst das Eis fort ist und die Schiffe im Grunde wimmeln und wir hier oben lustigen Besuch kriegen, dann bläst der Wind wo anders her. Haha! Nicht wahr, Thyralille?“ Und ohne ihre Antwort abzuwarten, fuhr er gleich, auf die Schwester deutend, fort: „Und was Tante Petra angeht, die hat auch noch ihre kleinen Freuden und Erinnerungen, sollt' ich meinen. Sie war eine hübsche, muntere

junge Frau, sang den lieben langen Tag und spielte Klavier — ah! damals war das unter Seemannsfrauen noch keine so gemeine Kunst wie heutzutage. Hier der alte berühmte Klapperkasten macht sie auch heute noch lebendig, obwohl er bereits lange auf dem letzten Loche pfeift. Vor ein paar Jahren noch, ehe sie die Unruhe in den Händen kriegte, spielte sie alle ihre Lieblingsstücke aus ihren Jugendtagen — Mozart besonders und unfre alten Volksmelodien. Thyra, komm, spiel' und sing' uns eins! Sie sollen einmal sehen, wie sie —“ er deutete mit dem Pfeifenrohr auf die Kranke — „wie sie dann gleich aufhört.“

Das Mädchen kam dem Wunsche des Vaters sogleich nach und setzte sich vor das Instrument, während der Feuermeister ihren Platz auf dem Sofa, hinter Oles Lehnstuhl, einnahm. Gar wunderbare Töne entlockten Thyras Finger dem altersschwachen Klavier, das noch aus der Werkstatt des einst berühmten Hof-Harfenfabrikanten Gade stammte und dessen lodere, vergilbte Tasten sich kaum um die Breite des kleinen Fingers tief herunterdrücken ließen. Ein Schwirren und Zirpen war's, nicht Klingen zu nennen, was die arg verstimmten Saiten, die müden, vielfach stöckenden Gämmerchen da hergaben. Selbst das schlechteste Pianino da droben in Island hatte mehr Ton zu vergeuden, als dies ehrwürdige Großvater-Gerümpel, und Ole Thorsten, der wohl ein wenig musikalisch, doch nicht eben musikerwöhnt war, hätte hell hinauslachen mögen über dies gar zu drollige Durcheinanderschwirren und Klirren seltsam zitternder und grausam gespaltener Tönelein. Es klang fast, als höre man von fern einen eintönigen Chorgefang von einer Schar kopfwackelnder alter Weiblein anstimmen. Aber er konnte dennoch nicht lachen, Ole Thorsten, in dieser Umgebung, am heutigen Feiertage und in seiner weich bewegten Herzensverfassung nicht!

Und da erhob sich des schönen Mädchens klare, reine Stimme hell aus dem dämmerigen Klanggewirr empor und führte die herzegewinnende Melodie eines alten dänischen Liedes so siegreich durch den Nebel der Begleitung, daß man die Harmonie dazu unwillkürlich in die verstimmten Saiten hinein hörte. Lise lag das prächtige Schwarzhhaar um ihren lieblich gerundeten Kopf, und die hellen Sonnenstrahlen huschten kosenförmig darüber hin. Und wenn sie das Haupt zur Seite wandte, ihr edles, feines Profil dem schier verzauberten Ole zuekehrte, wie feucht und weiß schimmerten da die köstlichen Zähne aus den leicht geöffneten Lippen hervor!

So verloren war Ole Thorsten im Anblick der singenden Geliebten, daß er ganz vergessen hatte, auf Tante Petras Benehmen acht zu geben. Kapitän Mortensen zupfte ihn am Ärmel und machte ihn darauf aufmerksam.

Sie hatte die mageren Hände in Brusthöhe gefaltet und schlug damit den Takt, während sie das sonst immer so schlaff vorhangende Haupt aufgerichtet trug und ein Rächeln seliger Verklärung ihre wellen Züge verschönte, ihren Blick beseelte. Und dieser Blick war immer noch unausgesetzt, wie in staunender, sehnsüchtiger Frage auf den blassen Jüngling mit dem dunklen Vordenkopf und dem rotblonden Krankenbarte dort am Fensterplatz gerichtet.

Mit einer ihm selbst unbegreiflichen Erregung ließ Ole seine Augen von Tante Petra zu Thyra, und wieder von Thyra zu Tante Petra zurückwandern; und plötzlich — das Mädchen setzte eben mit lauterer, hellerer Stimme ein neues, lustigeres Lied ein — plötzlich füllten sich Ole Thorstens Augen mit Thränen, in seinem Gesicht begann es unwiderstehlich zu zucken, das Herz schlug ihm auf einmal so hoch, daß es ihm den Atem versetzte — er konnte sich nicht helfen: der große Ole Thorsten begann vor unerklärlicher Rührung leise zu schluchzen wie ein kleines Mädchen! Mit einem krampfhaften Versuch zu lachen wandte er sich nach dem Feuermeister um und ergriff hastig, wie Schutz suchend, dessen linken Arm.

„O Jesus! Kaptein lacht mich aus — aber ich kann es nicht stoppen — es ist zu viel für mich schwachen Jammergesellen!“ flüsterte er dem Alten zu. „Warum müssen Sie auch solch eine Tochter haben! Ich kann sie nicht ansehen, ohne daß mir hier drin alles durcheinander purzelt, wie . . . Es war sehr schön von Ihnen, Kaptein, daß Sie mir das Leben gerettet haben; aber wenn Sie — wenn Sie mir jetzt Ihre Tochter nicht geben wollen, dann — dann ist's so gut als . . . als würfen Sie mich wieder da hinein, wo Sie mich rausgeschickt haben — und Ole Thorsten ist nicht mehr wert, als so ein toter Flunder!“

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Crotteiwik.

Als „Gewürm“ werden noch heute häufig genug alle Tiere bezeichnet, die jenseits der allbekannten fünf Klassen der Wirbeltiere stehen. Das Wort knüpft noch an die Anschauungen der Zeiten Linnés an, wo man in der That alles Lebende, was nicht Säugetier, Vogel, Reptil, Amphibium oder Fisch war, zu den Würmern rechnete. Das abgelaufene Jahrhundert hat aber in dem Gewürm eine stattliche Anzahl von gewaltigen Tierkreisen erkannt, von denen jeder dasselbe abgeschlossene Ganze bildet, wie alle Wirbeltiere zusammengekommen. Am ehesten ist die Zusammengehörigkeit und Selbständigkeit der Gliedertiere erkannt worden, desjenigen Tierkreises, welcher für den Menschen von den Wirbellosen die meiste Bedeutung besitzt und der sich auch am meisten in der Natur bemerkbar macht. Die Gliedertiere sind die begabtesten von den wirbellosen Lebewesen. Ihrem Körperbau nach stehen den Wirbeltieren zwar, wie man gewöhnlich annimmt, die Manteltiere näher, und da diesen wiederum die Mollusken sich körperlich anreihen, so stellt man beide über die Gliedertiere. Wir sind es nun einmal in unsern uns angeborenen Bescheidenheit gewöhnt, uns selbst an die Spitze zu stellen, und von uns aus den Tieren ihre Rangordnung vorzuschreiben.

Mag nun die Verwandtschaft der Manteltiere mit den Wirbeltieren wirklich oder nur scheinbar vorhanden sein, jedenfalls sind nicht sie, sondern die Gliedertiere die begabtesten Wesen aller Wirbellosen. Sie haben sich möglicherweise ebenso einseitig weiter- und höherentwickelt wie die Wirbeltiere selbst und können deshalb eigentlich nicht in dieselbe Entwicklungslinie und zwar unterhalb dieser letzteren Tiergruppe gestellt werden. Wegen der großen körperlichen Verschiedenheit können wir uns zwar in das Leben und Empfinden der Gliedertiere nicht entfernt so gut hineinfinden wie in das der Säugetiere und Vögel. Aber das sociale Leben, die seltsamen Instinkte und Handlungen, wie wir sie zumal bei der ersten Klasse der Gliedertiere, den Insekten, finden, verraten uns doch eine ungewöhnliche Begabung. Auch die zweite Klasse der Gliedertiere, die Spinnen, sind meist bewegliche und nicht unbegabte Tiere. Obwohl von den Menschen verachtet und verabscheut, sind sie doch nützliche Tiere, die uns im Kampfe gegen die lästigen Insekten tüchtig zur Seite stehen. Die Spinnen sind eine sehr formenreiche Tierklasse, zu der außer den bekannten Typen die Skorpione, die Milben und auch wurmförmliche Wesen gehören. Ueber eine noch wenig bekannte Gruppe der Spinnentiere, die Wüsten-spinnen oder Solifugen, hat in jüngster Zeit R. Gehmmons auf einer Reise nach Transkaspien und Turkestan biologische Beobachtungen (Abhandl. d. Akad. d. Wissensch., Berlin) gesammelt. Von den Wüsten-spinnen war allerhand Abenteuerliches von Reisenden berichtet worden. Diese verhältnismäßig großen, bis über fünf Centimeter langen Tiere sollten wegen ihrer Giftigkeit sehr gefährlich und so bössartig sein, daß sie selbst den Menschen angriffen. Die Solifugen leben in den großen Wüsten und Steppen Afrikas, aber auch Afrikas und anderer Erdteile. Sie sind überaus häßlich aussehende Tiere mit plumpem Leib, der mit Borsten und Haaren dicht besetzt ist. Mit den langen dünnen Beinen, die von großen Haaren starren, huschen sie gespenstisch über den Boden dahin. Ihre Kiefertaster sind groß und zu scharfen Scheren umgewandelt. Die Wüsten-spinnen galten bisher als streng nächtliche Tiere, doch sah sie Gehmmons auch bei Tage in Bewegung. Einige Arten pflegen sogar immer nur am Tage auf Raub auszugehen, während dies die meisten allerdings in der Dämmerung oder zur Nachtzeit thun. Die Tiere ruhen in Erdschlöchern oder zwischen Steinen und Wurzeln. Als sehr geeignete Lagerstätte haben sie auch die Eisenbahnschienen auszunutzen verstanden. Wo ihre Heimat vom Dampfzug durchzogen wird, da haben sie unter den Schienen ihr Versteck gewählt.

Die Wüsten-spinnen legen ihre Eier in Erdschlöcher. Die Weibchen wühlen sich zum Zwecke der Eierablage Höhlen und bringen hier einige Wochen zu. Diese Zeit fällt mit der Trockenperiode zusammen, während welcher die Steppe wie abgestorben ist. Da die Männchen gleich nach der Paarung sterben und die Weibchen in den Erdschlöchern keine Nahrung zu sich nehmen, so überleben also diese Tiere auf sehr eigentümliche Weise die Zeit der Dürre und des Nahrungsmangels. Die Eier und die Jungen werden von der Mutter nicht beachtet. Die jungen Spinnen häuten sich und machen dann eine Puppenruhe durch, ehe sie sich von neuem häuten. Darin ähneln sie also den Insekten, während von allen andern Spinnentieren nur bei den Milben ein Puppenstadium beobachtet worden ist. Die jungen Wüsten-spinnen überwintern dann und haben bis zum nächsten Frühjahr ihre normale Größe erreicht. Sie nähren sich besonders von Insekten und fressen ziemlich große Tiere, z. B. Heuschrecken. Sie sind so gefräßig, daß sie selbst Individuen ihrer Art überfallen. Die Wüsten-spinnen bringen auch in Wohnungen der Menschen ein und machen sich dann sehr lästig. Sie umschwärmen auch die Lagerfeuer. Allein sie sind doch, wie Gehmmons sicher feststellen konnte, nicht giftig. Die Tiere heißen zwar, oder heißen vielmehr mit ihren Scherentastern, aber die Verwundungen sind doch unbedeutend und gänzlich ungefährlich. Allerdings bezieht sich diese Angabe zunächst auf die von dem Forscher besuchten Gegenden, allein dieser glaubt annehmen zu dürfen, daß auch die Arten anderer Gebiete ebenso wenig giftig sind. Vielen Tieren und zumal Spinnen wird ja leicht Giftigkeit nachgesagt. Auch bei uns hält man im Volke allgemein die Spinnen für giftig, obwohl wir nicht eine einzige Giftspinne besitzen. Besonders ist die

Kreuzspinne gefürchtet. Von den Forschern wird sie aber im allgemeinen für ungiftig angesehen, doch hat H. Robert in seinem Buche „Beiträge zur Kenntnis der Giftspinnen“ (Stuttgart 1901) wiederum vor diesem Tiere gewarnt. Allerdings ist die Spinne zu schwach, um große Wunden hervorzubringen und ihr Gift wirksam werden zu lassen. Aber sie besitzt Gift, wie Robert feststellen konnte, ein Gift, das, als Extrakt größeren Tieren eingespritzt, tödlich wirkte. Nun ist wohl aber doch ein großer Unterschied vorhanden, ob solches Gift chemisch rein extrahiert in eine Wunde, womöglich direkt in eine Blutader eingespritzt wird oder ob es von dem Tiere selbst beim Biß ausströmt. Der letztere Fall kommt doch für die Praxis nur in Betracht, und da ist es denn sicher, daß in den meisten Fällen der Biß vollkommen unschädlich ist. Die harte Haut der Kinder kann allerdings das Gift nicht so leicht zurückhalten, und deshalb können hier nach Roberts Meinung leichter Vergiftungserscheinungen eintreten, die aber wohl nie sehr gefährlich sind. Es ist ja nun nach Roberts Versuchen sicher, daß die Kreuzspinne wirklich Gift besitzt, aber das besitzt doch am Ende die Stechmücke auch. Darum braucht man sich aber vor einer Kreuzspinne nicht mehr zu fürchten als vor einer Mücke. In fremden Ländern dagegen giebt es einige sehr gefährliche Giftspinnen. Zwar die Tarantel Südeuropas ist nicht entfernt so gefährlich, wie sie ihr Ruf darstellt. Dagegen sind die Latrodectus-Arten sehr schlimme Giftspinnen. Zu ihnen gehören besonders die mit dem Namen Malmignatto bezeichneten Spinnen Italiens, die überhaupt in Südeuropa heimisch, ferner in Südrußland und in einer besonders gefährlichen Art auch in Australien vorhanden sind. Besonders zahlreich sind jedenfalls die Giftspinnen nicht.

So lebhaft die Spinnen sind, so nötigen sie uns doch weder durch die Schärfe ihrer Sinne noch durch höhere Begabung oder sociale Instinkte eine besondere Bewunderung ab. Darin stehen sie eben doch weit unter den Insekten. Allerdings sind ja auch von diesen die meisten wenig begabte Wesen. Aber diese Tierklasse erhebt sich z. B. in den Bienen, Termiten, Ameisen zu einer ungewöhnlichen Höhe der Lebensführung. Ueber die geistigen Fähigkeiten dieser Tiere besteht ja noch eine große Meinungsverschiedenheit, über die Mannigfaltigkeit und Bewunderungswürdigkeit ihrer Instinkte sind alle einig. Auch die allmähliche Entstehung der sozialen Instinkte kann nach den Zusammenstellungen G. von Büttel-Reepens, wenigstens für den Vienenstaat nunmehr als bekannt gelten. Büttel-Reepens geht zur Erklärung der sozialen Instinkte in seinem jüngst erschienenen Buche „Die stammesgeschichtliche Entstehung des Vienenstaates“ (Leipzig 1903, Thieme) zunächst auf die Lebensgewohnheiten der ungesellig lebenden Vienenarten ein. Gewöhnlich baut sich jedes einzelne Weibchen ein Nest, das entweder nur aus einer oder aber aus einer größeren Anzahl von bestimmt angeordneten Zellen besteht. Nun kommt es vor, daß viele Tiere derselben Art ihre Nester in unmittelbarer Nähe von einander bauen. Allein die einzelnen Individuen kümmern sich nicht umeinander, der Zusammenhang ist also mehr ein zufälliger, ähnlich demjenigen, der beim Wandern der Fische aus dem Meere in die Flüsse eintritt. Ist die Zahl der so zufällig vereinten Individuen sehr groß, so scheint, gewissermaßen durch den imposanten Eindruck eines großen Schwarmes, der Gemeinfinn sich zu regen. Denn wird der Versuch gemacht, ein Tier aus dieser zusammenwohnenden Schar wegzufangen, so erfolgt ein gemeinsamer Angriff aller Tiere auf den Feind. Auch Forel hat bei Ameisen und ein anderer Forscher bei Hornissen einen volkreichen Stamm viel angrißlustiger gefunden, als eine individuenarme Schar. Für das sociale Leben der Vienen war es nun aber unerlässlich, daß ein Teil der Tiere überwinterte. Die solitär lebenden Vienen starben nämlich für gewöhnlich im Herbst ab. Unter günstigen Umständen aber überwintern einzelne Weibchen, die dann ihre Jungen besser bewachen und vor Angriffen schützen können. Bei vielen Vienen können sich nun die Weibchen ohne Befruchtung fortpflanzen. Büttel-Reepens meint nun, daß eine solche weibliche Sommergeneration, wie sie manche Vienenarten hervorbringen, beim Anblick der im vergangenen Jahre erbauten, jetzt aber leeren Nester einen Anreiz zur Ausübung ihres Füllungs- und Lege-Instinktes bekommen habe. Fügte es sich, daß ein solches Nest aus vielen Zellen bestand, so waren also mehrere Weibchen in einem Neste vorhanden, es war also der Anfang der Koloniebildung. Bei den Hummeln z. B. überwintert ein einzelnes Weibchen, erst im Sommer entstehen weitere weibliche Tiere, welche ohne Befruchtung Eier ablegen. Die Hummeln suchen aber erst im Frühjahr Nahrung und legen die Eier darauf, um erst dann Nahrung und Ei mit einer Zellwand zu umgeben. Im Sommer, wenn das Volk sehr stark geworden ist, legt die Königin ganz allein Eier, während die Hilfsweibchen sich mit der Brutpflege beschäftigen und wie bei den Honigbienen die Larven füttern. Hier geht also der Hummelstaat aus einem niederen Grade in den höheren des Vienenstaates über. Bei einigen exotischen Vienenarten haben sich bereits Arbeiterinnen herausgebildet. Der Forscher hält diese für weniger differenziert als die Königinnen, die nach seiner Meinung alle ursprünglichen Instinkte mit Ausnahme des Lege-Instinktes verloren haben. Auch das Auswandern kommt bei diesen exotischen Vienenarten vor, es ist also wohl als eine Vorstufe des Schwärmens der Honigbiene zu betrachten. Mögen nun auch nicht alle einzelnen Instinktkörnungen der letzteren durch den Vergleich mit verwandten Tieren schon in ihren Ursachen erklärt sein, so erscheinen sie einem doch nicht mehr so rätselhaft,

wenn man sieht, wie sie auch bei andern Tieren, und zwar in geringerer Ausbildung und nicht in dieser Vielfältigkeit vorkommen. Bei der einen Art tritt dieser, bei der andern jener Instinkt auf, die echten Vienen aber und besonders die Honigbienen vereinen in sich alles, was sonst zerstreut ist. Darum ist der Vienenstaat eine so komplizierte Organisation, wie sie in der Tierwelt kaum zum zweitenmal zu finden ist.

Kleines feuilleton.

n. a. Sommerkolonie. Niedrige, schmutzige Häuschen glänzen aus den kleinen Gärten hervor. Einförmig meist, mit einer Dachkammer allenfalls, oft nur zwei oder drei Fenster im ganzen Bau, vor der Thür unverhältnismäßig ausgebeutete Holzveranden — so präsentieren sich die „Willen“ der Großstadtbeohner, denen Zeit und Geld oder auch die Neigung mangelt, kostspielige Kurorte zu besuchen.

Mancher nimmt widerwillig die täglich zweimalige Eisenbahnfahrt nach der Stadt auf sich — es ist kein Vergnügen, in den vollgepfropften Coupés eine Stunde und länger zu schmoren —, aber man muß doch „auf Sommerwohnung“ gewesen sein, will man sich nicht schief ansehen lassen von dem „besseren Mittelstand“. Die meisten freilich treibt der Lusthunger heraus.

Vor wenigen Jahren dehnte sich hier in dunkler Fläche der Kieferwald. Auch jetzt noch begrenzt er die kleine Kolonie von allen Seiten und ragt mit schmalen Streifen in sie hinein. Kleine Waldinseln mit Farnkraut und buschigem Unterholz unterbrechen zuweilen die Reihe der gelbbländigen Gärten. Doch wo der moderne Drahtzaun seine scharfen Rechtecke ausschneidet, schnarren auch bald die Sägen, hallen die Äxte; eine neue Richtung entsteht. Der Maurer kommt, der Zimmermann und der Gärtner.

Vereinzelte Bäume nur von besonders schönem oder kuriosen Buche entgehen der scharfen Schneide. Ganz merkwürdig nimmt sich aus: auf den kleinen, zierlich geordneten Beeten, umrahmt von Nelken oder Stiefmütterchen, plötzlich die knorrigen und verbogenen Gestalten der Steineiche und Iwerqkieser. Fremd in ihrer neuartigen, geleerten Umgebung scheinen sie stehen zu wollen. Als hätten sie sich in schmerzlicher Sehnsucht, im krampfhaften Bemühen um einen andern Standort gekrümmt, so stehen sie da — melancholisch, resigniert, weil die Wurzeln nicht vom Erdbreich liegen. Oder der schlant aufstrebende Niesentamm einer einsamen Höhle breitet seine dunkle Krone wie einen mächtigen Schirm über das niedrige Dach aus glasierten Ziegeln, auf dem schmale Sonnenstreifen blicken.

Die hequemsten unter den Ansiedlern, gewöhnt an den auf einen leichten Druck fließenden Wasserhahn der Großstadt, verachten die kraftfordernde Handpumpe. Auf vier langen eisernen Beinen, das Häuschen überragend, erhebt sich ein großer Kasten mit einem Flügeltrabe. Der Windmotor pumpt das Wasser hinauf in das Reservoir. Von dort leiten es Rohre hinab in das Haus und in die Bewässerungsanlage des Gartens. Häßlich, wie eine riesige Spinne, nimmt so ein Ding sich aus.

Im Winter liegt die Kolonie fast ganz verlassen: eine tote Stadt mit herabgelassenen Rollläden und verrammelten Türen. Doch auch an den Wochen-Vormittagen im Sommer meldet sich nicht allzuviel Leben hier. Selten sieht man einen feiernden Menschen; einen glücklichen Urlauber dann und wann, einen Damenbesuch — im übrigen: eine von Vogelgezwitscher erfüllte Idylle. Vater ist im Dienst, im Laden, bei der Arbeit in der Stadt, die Kinder befinden sich in der Schule — außer wenn die seltsame Zeit der großen Sommerferien angebrochen — und die Frau hat im Haushalte zu thun. Nur, daß sie sich mit ihrem Abwaschtübel oder Fingerring zerfetzten Hosen in die Laube flüchten kann. Selten sieht man ein Hausmädchen, eine „Stütze“; es sind eben nicht die Reichsten, die sich hier niedergelassen. Beamte, Kaufleute, Handwerker, auch — als Besitzer freilich selten — Arbeiter. Kleine Mietshäuser, für zwei und drei Familien finden sich vor, trotz der billigen Riete wahre Paläste im Vergleich zu den Arbeiterkasernen der Großstadt.

Am Nachmittage, wenn die Jugend angelangt ist, wird's schon ein wenig lauter hier. Doch erst am Abend strömt volles Leben in die Aern der Kolonie und bringt Bewegung in die Einsamkeit. Nach jedem Zuge kommt's in Schwärmen vom Bahnhof und verteilt sich in die Häuschen.

Mutter kriegt einen Schmatz, die heranströmenden Kinder ebenfalls. Dann hängt Vater Rod und Hut an den Nagel und hinaus geht's — in den Garten. Denn das Haus ist Nebensache, nur, daß ein Dach für die Nacht da ist. Die Frau serviert das Abendbrot. In der Laube natürlich. Ober auf der Veranda, wenn's gerade ein wenig von oben tröpfelt. Groß ist der Appetit auf allen Seiten. Mutter konstatiert's freudig, und leise seufzend: „Das knappe Wirtschaftsgeld!“

Vater merkt nichts. Er kennt das Lied und pfeift sich eins. Er pfeift und schwelgt. Schwelgt bis tief in den Abend hinein. Bis er auf einige Stunden gestillt ist: der große Heißhunger nach Lust.

k. Ein Tanzfest im Sudan beschreibt E. A. Syles, der im Jahre 1897 nach Uganda gereist war und dort zwei Jahre gelebt hat, in einem soeben in London erschienenen Buche: „Die Instrumente, Trommeln und Hörner verursachten einen entsetzlichen Lärm, der auf die Bezeichnung Musik eigentlich keinen Anspruch, wohl aber die Wirkung hatte, daß man sich versammelte: die Frauen, in

Leuchtende Farben gekleidet und mit Federn geschmückt, trugen große Stöcke in den Händen, die Männer waren nur leicht bekleidet. Einer der Haupttänze bestand darin, daß Männer und Frauen fragenschneidend sich um die Musikanten drehen, den Körper in jede nur mögliche Stellung verrenkend. Der Aufwand an Geschicklichkeit war ein so geringer, daß Umstehende dem Tanze einfach beitreten konnten, der bis ins Unendliche fortgesetzt wurde. Sobald einer der Musikanten erschöpft nachließ, nahm sogleich ein anderer seine Stelle ein. Der Vorteil dieser Instrumente war eben, daß jeder sie handhaben konnte. Große Krüge mit Bier standen bei den Musikanten, die ihnen fleißig zusprachen; hier und da mußte auch ein Aermster ein Solo ausführen, während die übrigen ihren Durst löschten. . . . Die Männer sahen anmutig aus, wahre Wunder an Kraft und Behendigkeit. Manche waren in der That auch vortreffliche Tänzer, in ihren Bewegungen leicht und geräuschlos. Einer vor allen schwebte mir vor als der beste Tänzer, den ich je gesehen. Die Frauen können dagegen keinen Anspruch auf Anmut machen. Sie sollen Hüfte und Knie nahe an einander schließen und thun das unter diesen Umständen Mögliche. Jeder schien einen eignen Tanz gelernt zu haben, den er allein tanzte. Es war, als hätten sie ihn selbst erfunden; jeder fand für sich den Stil, der ihm am besten gefiel.“ —

Medizinisches.

ie Haare im Magen. Von einer Reihe von Tieren ist es bekannt, daß sich in ihrem Magen oft ganze Kugeln von Haaren bilden. Gewöhnlich kommen sie bei Kindern vor. Die Tiere pflegen sich gelegentlich an der Haut zu lecken, und dabei geraten Haare auf die Zunge und weiterhin in den Magen, wo sie sich derart anammeln können, daß, wie gesagt, ganze Ballen daraus entstehen. Dazu wirkt in hohem Grade die Eigenschaft dieser Haare mit, sich zu verfilzen, sodaß die Haarrollen im Magen schließlich völlig feste runde Körper bilden, die im Querschnitt eine Schichtung zeigen, wie sie der Ablagerung der Haare nacheinander entspricht. Beim Menschen findet sich das Verschlucken von Haaren seltener; er hat erstens nicht mehr die vollständige lange Behaarung auf dem ganzen Körper wie die Tiere, und dann pflegt er auch für seine Zunge andre Beschäftigungen zu haben als die geschilberte. Trotzdem sind einige merkwürdige Fälle bekannt, die in ihren Folgen ganz ähnlich, aber noch weit gefährlicher sind als bei den Tieren. Bei den meisten Personen, die gewohnheitsmäßig Haare verschlucken, läßt sich eine Geschichte erblicher Geisteskrankheit nachweisen. Jedoch findet sich die Gewohnheit gelegentlich auch ohne jedes Anzeichen geistiger Störung. In der Mehrzahl tritt die Krankheit bei Frauen auf, aber sie verläuft anders als beim Tier, weil das Menschenhaar nur wenig zum Verfilzen neigt infolge seiner verhältnismäßig glatten Außenfläche. Daher bilden sich im menschlichen Magen nicht solche Haarrollen, sondern die Haare bleiben gewöhnlich in ziemlich losen Massen liegen, die sich in der äußeren Form mehr oder weniger der Gestalt des Magens anpassen. Das Gewicht der im Magen enthaltenen Haare kann zuweilen ein sehr bedeutendes sein. Rose Haarballen im Gewicht von 1½ Pfund sind verschiedentlich beobachtet worden. Dr. Russell beschrieb einen Fall, in dem die Haarrolle etwa 4½ Pfund wog, und bei einem von Swain behandelten Kranken erreichte das Gewicht sogar den Betrag von über 6 Pfund. Es ist nicht zu verwundern, daß Fremdkörper von solcher Menge und so eigentümlicher Beschaffenheit zu sehr schweren Störungen führen können und müssen, und gewöhnlich veranlassen sie einen frühzeitigen Tod, wenn die Ursache nicht zufällig erkannt wird; alsdann kann durch Aufschneiden des Magens noch Hilfe geschaffen werden. Vor allem sind die Frauen davor zu warnen, beim Frisieren oder sonst aus Spielerei die Spitzen ihrer Köpfe abzubeißen, welche Luste wohl die häufigste Veranlassung der gefährlichen Krankheit ist. —

Aus dem Tierleben.

ge. Fledermäuse in der Gefangenschaft zu halten ist sehr schwierig. Charles Oldham aus Sale in England ist es mehrfach geglückt, die Bartfledermaus mehrere Wochen am Leben zu erhalten, wie er im „Zoologist“ mitteilt. Am ersten Tage ihrer Gefangenschaft war die Fledermaus ziemlich wild und biß um sich, nach einigen Tagen aber zeigte sie sich schon sanft und zahm. Sie flog anscheinend nicht gern, höchstens durchflatterte sie ein- bis zweimal die Stube. Ließ sie sich an einer senkrechten Wand nieder, so setzte sie sich zuerst so, daß sie den Kopf nach oben gerichtet hielt, bald aber drehte sie den Körper um, indem sie sich mit den Krallen festklammerte, so daß sie mit dem Kopf nach unten sah; in dieser Stellung konnte sie leicht wieder abfliegen, am liebsten kroch sie auf dem Tische umher; das Licht der Lampe inkommodierte sie nicht weiter, und wenn sie gern in die hohe Hand oder in den Aermel ihres Herrn kroch, so war es ihr wohl mehr um die Wärme als um die Dunkelheit zu thun. Ihr Gesicht war schwach, sie erkannte ihre Nahrung erst auf 2–3 Centimeter Entfernung; auch das Gehör schien nicht scharf zu sein, wenigstens reagierte sie nicht auf ein plötzliches Geräusch, wie Schnippen mit dem Finger oder Zuckeln der Uhrkapsel. Sehr gern trank die Fledermaus Wasser oder Milch, sie trank die Flüssigkeit aus der hingehaltenen hohlen Hand oder leckte sie von einem dargereichten Pinsel. Als Nahrung wurden ihr zunächst Mehlwürmer dargeboten, die sie aber verschmähte. Auch Schmetter-

linge nahm sie anfangs nicht an; als man aber sechs kleine Spanner der Art *Larentia dubitata* L. mit ihr zusammen unter eine Glasglocke brachte, fand man nach einer Stunde, daß sie die Schmetterlinge alle verzehrt und nur die Flügel und Beine übrig gelassen hatte. Später gewöhnte man sie auf folgende Weise an Mehlwürmer. Es wurde einem Mehlwurm ein Stück Flügel eines Spanners angeliefert und diese Larve der Fledermaus vorgelegt. Sofort fuhr diese zu und verschlang die Larve, seit je Zeit nahm sie die Mehlwürmer ohne weiteres an, holte sie auch zwischen den Fingern ihres Pflegers hervor. Der Appetit der Fledermaus war ein sehr großer; nachdem sie am Abend noch sieben Mehlwürmer erhalten hatte, fraß sie am nächsten Morgen vor 8 Uhr wieder acht Mehlwürmer, eine große Spinne und sechs Nachtschmetterlinge. Zum Schlafen hing sie sich an den Weinen auf oder sie legte sich platt auf den Boden; der Schlaf war immer sehr tief. —

Technisches.

— Neues Versilberungsgemisch. Ein Verfahren zur Versilberung durch Eintauchen oder Anreiben, das kein Cyanalium und keine das zu überziehende Metall angreifenden Stoffe wie Quecksilber und Salmaigeist benutzt, hat sich Dr. Chr. Götting in Wilmersdorf patentieren lassen. Wenn für Chlor Silber Kochsalz als Lösungsmittel verwendet wird, so büßt das Gemisch wesentlich mit der Zeit ein, weil das Chlor Silber nur im weissen un- veränderten Zustande sich in diesen Salzen nennenswert auflöst. Um diesem Uebelstande abzuweichen, sollen nach Angabe des Erfinders durch Zusatz von Chlor abgebenden Substanzen, wie Eisenchlorid, Kupferchlorid, Zinnchlorid oder deren Verbindungen, welche das Chlor Silber unverändert erhalten, mit und ohne Beimengung von Puzmitteln (Schleimtreibe, Thon, Ammoniak usw.) wirksame und haltbare Versilberungsgemische hergestellt werden. Zum Zwecke obengenannter Wirkung kann man frisches Chlor Silber einerseits mit Kochsalzlösung, andererseits mit einem Gemisch dieser Lösung mit den erwähnten Chloriden übergießen; die erste Probe verändert sich schnell, die zweite bleibt unverändert. —

(„Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Trost. Sie: „Es ist meine Pflicht, Dir zu sagen, daß mein Vater sein ganzes Vermögen verloren hat.“

Er (ihr Verlobter): „Sei nicht traurig deshalb, ich finde schon eine andre mit Geld, die mich heiratet.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Ein plattdeutsches Ensemble beginnt am 17. Juni im Theater an der Wien ein längeres Gastspiel. Zur Auf- führung gelangen „Otel Bräsig“, „Hanne Rüte“ und „Ut de Franzosehtid“. —

— „Die Verlorenen“, ein fünfsäktiges Schauspiel von Ballfee, wurde bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg beifällig aufgenommen. — Gelegentlich der hundertjährigen Gründungsfeier des Kantons St. Gallen wird in St. Gallen noch in diesem Monat ein Fest- spiel „Balthari“ von M. Bühler und G. Lud aufgeführt werden. —

— Paul Cassirer, der der Berliner Seceſſion seit ihrer Gründung als Sekretär angehörte, scheidet mit dem 1. Oktober aus dieser Künstlervereinigung aus. —

— Schulke=Raumburg hat seine Kunstschule von Berlin nach Saale bei Kösen (Thüringen) verlegt; mit dieser Kunst- schule sind auch Schülerwerkstätten verbunden. Ferner beabsichtigt Schulke=Raumburg in Saale eine „Gemeinschaft gleichgesinnter Menschen“ zu gründen. —

— Schönheits-Ideal in Neu-Guinea. Wahrscheinlich nirgendwo sonst der auf Erde, schreibt ein Mitarbeiter der „Königlichen Zeitung“, dürfte man solche Wespen-Tailen finden, wie bei manchen schwarzen Stämmen im Innern Neu-Guineas. In jungen Jahren hungern die Leute wochenlang, um sich, wenn sie recht mager ge- worden sind, nicht etwa bloß einen Gürtel anlegen, sondern viel- mehr einen breiten Gurt um den Leib flechten zu lassen, der ohne Durchschneiden mit dem Messer gar nicht entfernt werden kann. Werden die Leute dann wieder fetter, so quillt, was als besonders schön gilt, ober- und unterhalb des Gurtes in dicken Wülsten das Fleisch hervor. Der Verfasser dieser Zeilen hat persönlich manche derartige Gürtel abgeschnitten, die für die Taille selbst sehr schlanke europäischer Damen zu eng sein würden. —

— Ein weiblicher Schütze. Das „Zürcher Tageblatt“ berichtet: Auf dem Schießplatz des bündnerischen Dorfes Jgis machte sich eine Kellnerin über einen Schützen lustig, der nur Einer und Zweier geschossen hatte. Der Schütze drehte die Sache um und sagte: „So mach' es besser!“ Ohne weiteres nahm das Mädchen das geladene Ordonnanzgewehr, kniete ruhig nieder und gab den Schuß kunstgerecht ab: Ein Vierer! Dreimal senkte sich das Jäh- lein vor der Schweizer Kellnerin, die so wader zu schießen verstand. Sie erhielt für ihre Leistung einen Lorbeerkranz. —